

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 6

Artikel: Das Schwesterlein
Autor: Riniger, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

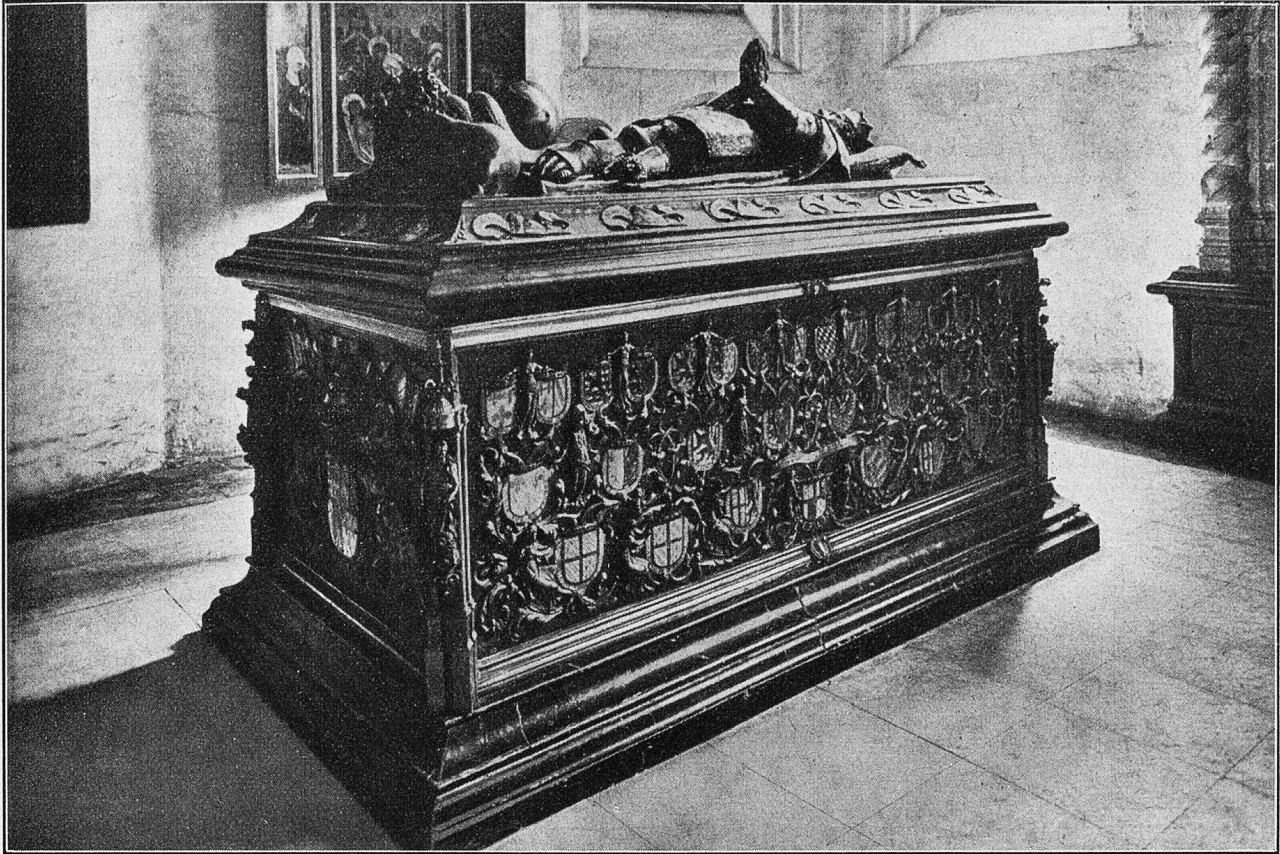
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Brügge: Sarkophag Karls des Kühnen in der Notre Dame-Kirche.

Winterreise.

Wie durch so manchen Ort
Bin ich nun schon gekommen,
Und hab aus keinem fort
Ein freundlich Bild genommen.

Man prüft am fremden Gast
Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche fast
Die Liebe untersagen.

Der Gruß trägt so die Spur
Gleichgültig-offner Kälte,
Daß ich ihn ungern nur
Mit meinem Dank vergelte.

Und weil sie in der Brust
Mir nicht die Flamme nähren,
So muß sie ohne Lust
Sich in sich selbst verzehren.

Da ruf ich aus mit Schmerz,
Indem ich fürbaß wandre:
Man hat nur dann ein Herz,
Wenn man es hat für andre. Sebbel.

Das Schwesterlein.

Von Martha Ringier.

Hansi wußte gar nicht, was er verbrochen. In aller Frühe — noch war es dunkel — hatte Lene ihn geweckt.

„Rasch, zieh dich an! Du sollst gleich zu Tante Sofie. Sie wartet schon draußen.“

Was sollte das bedeuten? Mutti hatte gar

nichts davon gesagt gestern. Und was war auch für eine Unruhe im Haus? Es war doch nicht schon Weihnachten? Ach nein, das ging ja noch fast eine Woche. Aber Hansi hatte gar nicht Zeit sich zu besinnen, die Türe wurde hastig aufgerissen, Tante Sofie erschien mit seiner Pelerine und

der Pelzmütze in der Hand. „Ich muß doch zuerst zu Mutti gehen und frühstücken,“ sagte er vorwurfsvoll. Aber die Tante trieb ihn zur Eile an, Mutti sei krank, es dürfe jetzt niemand zu ihr. Mutti krank? War das möglich? Gestern war sie noch hellauf gewesen, nur müde war sie immer in letzter Zeit. Hansi wurde ganz kleinlaut, er ließ sich willig von Tante Sofie zur Türe hinauschieben und ging auf den Fußspitzen, den Kopf gesenkt, aus dem Haus. Er blickte noch einmal zurück, sah aber nichts Besonderes, nur wunderte er sich, daß überall Licht angedreht war.

Dann ließ er alles mit sich geschehen: er trank bei Tante Sofie seine Milch und setzte sich nachher gehorsam an den Kindertisch. Die Tante ging ab und zu, holte Bilderbücher herbei und Kasten mit Bauhölzern. Schließlich setzte sie sich an den Nähtisch und flickte Strümpfe. Hansi fand das Spielen entsetzlich langweilig, er lehnte sich in seinem Stühlchen zurück und starrte vor sich hin.

„Aber nun habe ich dir all die schönen Spielsachen geholt,“ sagte Tante Sofie und sah Hansi streng an.

„Ach, er hätte viel lieber zum Fenster hinausgesehen, wo die Flocken lustig wirbelten; doch als er sich an der Tante vorbei drängte, schob sie ihn ungeduldig beiseite: „Du stehst mir ja im Licht. Spiel doch jetzt!“

Hansi baute seufzend einen Turm; als der ganz hoch war, stieß er ihn um; da fuhr Tante Sofie auf: „Nein, wie du mich erschreckst! Kannst du denn keinen Augenblick ruhig sein!“

Hansi sann nach: daheim gehörten ihm alle Stuben bis an Vaters Studierzimmer; aber dort hinein gelüftete es ihn auch gar nicht. Dort gab es nichts als Bücher und wieder Bücher, ganze Regale voll bis an die Decke, und nicht einmal Bilder hatte es darin. Am Schreibtisch durfte man auch nichts anrühren. Da war es wirklich fast so ungemütlich wie hier bei Tante Sofie. Hansi zeichnete mit dem Finger Figuren auf den kleinen Tisch, nach einer Weile fragte er: „Geht es wirklich nur noch fünf Tage bis Weihnachten, und ist dann Mutti auch wieder gesund?“

„Ach, Kind, sprich jetzt nicht von Weihnachten. Wären wir nur erst über den Berg.“

„Über welchen Berg, Tante Sofie?“

Aber da bekam Hansi keine Antwort. Da kam ihm ein Gedanke: ob er ihr wohl sein Geheimnis anvertraute, vielleicht wurde sie dann ein bißchen froh. „Zu Weihnachten bekomme ich eine kleine Schwester,“ sagte er leise in den Tisch hinein.

Tante Sofie stopfte immerzu Strümpfe und merkte gar nicht, wie es leise zu zucken begann in Hansis Gesicht. Plötzlich schrie er in die Stille: „Ich will heim, ich will zu Mutti!“

Da legte Tante Sofie ihre Arbeit weg, trat zu ihm und strich ihm über seinen Schopf. „Nein, nein, jetzt wird nicht geweint. Komm, ich will dir ein wenig erzählen,“ und sie gab sich alle Mühe, den kleinen Mann zu unterhalten.

Die Stunden schlichen aber gleichwohl langsam dahin. Beide horchten hinaus. Kam denn noch immer kein Bericht. Tante Sofie bangte um ihre Schwägerin. Wie lange mußte sie kämpfen um das kleine Wesen. Hielt ihr zarter Körper das aus? Schon damals bei Hansis Geburt war die junge Frau beinahe erlegen. Was war das für eine Sorgenzeit gewesen! Tante Sofie seufzte. Sollte sich das wiederholen? Es war gar nicht auszudenken! Der arme Bruder.

Mitten in ihre steigende Angst schrillte die Glocke. Hansi sprang zur Türe: „Nun holt mich die Lene sicher heim,“ jubelte er. Aber die Tante gebot: „Bleib da, hörst du!“ Und sie ging rasch hinaus.

Hansi kehrte langsam an seinen Platz zurück, ein Würgen im Hals. Mit großen Sehnsuchtsaugen saß er da und horchte, was draußen vorging. War das nicht Vaters Stimme? Nein, doch nicht, diese klang seltsam fremd und war gar nicht laut und fröhlich. . . Und Vater sprach sonst gar nie leise. Das war er sicher nicht. — Und nun stellte sich Hansi vor, wie mutwillig Vater gestern mit Mutti gescherzt und wie sie zu ihm aufgesehen, so lieb, wie eben nur sie es konnte. Und stark war der Vater! Er hatte die kleine Mutter, die so schrecklich müde war, einfach auf die Arme genommen und ins Schlafzimmer getragen. Seither hatte Hansi sie nicht mehr gesehen. Konnte Mutti wirklich ruhig schlafen, wenn sie nicht einmal mit ihm gebetet hatte? Er konnte es nicht verstehen, nein, gar nichts konnte er verstehen, am wenigsten, daß man ihn einen ganzen Tag von daheim verbannte. War denn Mutti so krank? Sie mochte es sonst doch so gerne, wenn er bei ihr saß, wenn ihr etwas fehlte. Wie hatte sie ihn fortgeschickt. Wie sollte das an Weihnachten werden, wenn sie zu Bett sein mußte? Und das Schwesterlein, das sie ihm fest versprochen, würde es gleichwohl unter dem Christbaum liegen? O da gab es so viele Fragen, die sein kleines Herz bestürmten. —

Aber da kam Tante Sofie wieder herein. Sie hatte verweinte Augen und sah ihn so merkwür-

dig an, und wie am Morgen strich sie ihm mit ihrer harten Hand über den Kopf.

„Denk, Hansi, dein Vater war schnell da. Es geht deiner Mutter gar nicht gut. Du mußt recht, recht lieb sein. Sie will nun ihren Hansi sehen, aber gelt, du machst ja keinen Lärm!“

Wie Hansi jetzt die Tante haßte! Was brauchte sie ihm das zu sagen. Seit Mutti oft so müde war, fiel es ihm nicht ein, zu lärmern. „Ich will jetzt gehen,“ stieß er hastig hervor.

Während Tante Sofie Hut und Mantel holte, knöpfte er schon die Pelserine zu und stapfte die Treppe hinab, so daß sie ihm kaum nachkam. Hansi überhörte es auch, als sie ihm gebot: „Gib mir die Hand.“ Er lief beinahe, sah auf keinen Menschen, kein Schaufenster lockte ihn, und doch standen sie voll wunderbarer Dinge und waren hell erleuchtet.

Endlich waren sie daheim. Die Lene nahm den Buben gleich in Beschlag, aber er wehrte ab, er wollte zur Mutter. Doch da hieß es: „Noch nicht, der Doktor ist noch drinnen.“ Hansi schlüpfte nun in die Hausschuhe und spannte auf den Augenblick, da er ins Schlafzimmer gehen durfte. Tante Sofie und Lene flüsterten zusammen. Dann erschien der Vater. Es tat wohl, sein liebes Gesicht zu sehen. Aber er hatte etwas Fremdes an sich und war sehr abgesspannt. Er begrüßte seine Schwester nur mit Kopfnicken, dann nahm er Hansi bei der Hand, ging mit ihm zu Mutters Fensterplatz und hob ihn auf seine Knie.

„Mutti ist sehr krank und furchtbar traurig. Wir müssen sie wieder froh machen, Hansi. Gelt, du hilfst mir?“

Der Bub nickte ernsthaft, er wollte gleich damit beginnen, aber Vater ließ ihn noch nicht los. „Nein, nicht so stürmisch, du mußt noch ein wenig warten. Mutti schläft jetzt.“ Er schwieg wie erschöpft. Hansi sah erschrocken zu ihm auf. War das sein starker Vater, der Mutti aufhob



Brücke: Am grünen Quai.

wie eine Feder? Wie war doch alles so verändert seit gestern. Nach einer Weile sagte Hansi zuversichtlich: „Gib acht, Vater, an Weihnachten wird sie wieder froh. Ich habe ihr ein ganzes Heft voll gezeichnet, weißt du vom Sommer, wo wir in unserm Häuschen am See waren. Die Lene hat das Heft versteckt. — Und dann kommt ja auch das Schwesterlein, auf das sie sich so sehr freut.“ Vater machte eine müde Bewegung: „Nein, Bub, das Schwesterlein kommt nicht.“

„O doch gewiß, Mutti hat es gesagt.“

„Ich erzähl dir morgen, was geschehen. Du

mußt Mutti ja nicht davon reden, hörst du, sonst wird sie traurig," sagte Vater eindringlich.

Eine Krankenschwester, die Hansi mißtrauisch betrachtete, rief den Vater ins Schlafzimmer; bald darauf durfte auch er hinein.

Die Lampe war verhängt. Dort im Bett entdeckte er ein weißes Gesicht. War das Mutti? Sie hatte dunkle Ringe um die Augen, und nun füllten sich diese mit Tränen. Sie rannen langsam über die schmalen Backen, und der Mund zuckte. Doch jetzt versuchte sie zu lächeln.

„Hansi“, kam es leise von ihren Lippen. Sie streckte die Hand nach ihm aus, aber sie fiel kraftlos auf die Decke. Vater faßte sie und drückte einen Kuß darauf. Dann zog er den Buben mit sich fort. Hansi brachte vorerst kein Wort hervor, sein Herz klopfte wild. Er hätte schreien mögen; aber er schluckte und schluckte, bis er drüben war im Wohnzimmer, dann schlang er seine Arme um Vaters Hals und schluchzte lautlos. Sein Herz war randvoll von Traurigkeit. Vater ließ ihn ausweinen, endlich löste er die kleinen Arme, die ihn umklammert hielten, denn er mußte noch ausgehen.

Hansi war allein. Er setzte sich auf den Boden und regte sich nicht, als Lene ihn zu sich in die Küche rief. Er mußte immerwährend grübeln. Konnte man denn nie mehr lachen? Mußte Mutti jetzt immer zu Bett liegen? Gab es gar nichts, worüber man sich freuen konnte? Er sann und sann. Da fiel ihm ein: seine Weihnachtsüberraschung! Wenn er sein Heft Mutti heute schenkte? Wo hatte es Lene nur hingetan? Richtig, jetzt wußte er's, im Gastzimmer in der Tischschublade hatte sie es versorgt, denn die öffnete Mutti nie. Dort lag auch der Serviettenring, den er mit vieler Mühe gestickt. Über den würde sich Mutter auch mächtig freuen. Ja, heute, jetzt gleich wollte er sie beschenken, das war viel besser, als noch fünf Tage zu warten. Hansi wurde plötzlich ganz froh. Er erhob sich, öffnete vorsichtig die Türe und schlich leise durch den Gang.

Ganz zuhinterst, von den übrigen Räumen abgetrennt, war das Gastzimmer. Er knipste Licht an, zog die Schublade heraus, kramte darin, bis er endlich das Gesuchte fand. Er hatte sein Geschenk bereits mit einem roten Seidenbändchen umwickelt, nun nestelte er den Knoten auf und sah sein Werk an. Ja, es lag alles bereit, die Zeichnungen und die Arbeit. Hansi musterte alles genau und fand es sehr schön. Mutti würde sich sicher freuen über seinen Fleiß und über die lustigen Bilder lachen.

Plötzlich horchte der Bub auf, hatte er nicht Schritte gehört? Nein, er hatte sich getäuscht; aber jetzt sah er sich auf einmal um. Was stand denn dort für ein kleiner Kasten. Den hatte er noch nie gesehen. Er war mit einem Tuch zugedeckt. War es wohl eine Weihnachtsüberraschung? Dann durfte man wohl nicht schnell unter das Tuch gucken. Oder doch nur ganz rasch? Hansis kleines Herz sagte nein; aber schon stand er vor dem seltsamen Ding und zog behutsam das Tuch weg. Fast wäre ihm ein Schrei entfahren, er ließ das Linnen sinken, schlug es dann herzlich zurück und stand wie verückt da. Das war ja — das Schwesterlein. So klein winzig, wie Mutti es ihm beschrieben. Man sah nur das Köpflein und die kleinen Hände, das Körperchen war in Tücher eingewickelt. Die Augen waren geschlossen: das Schwesterlein schlief ganz fest. Hansi hatte noch nie etwas so Liebliches gesehen. Scheu tippte er schließlich auf die Finger der kleinen Schwester. Wie kalt sie waren. Hansi schauerte zusammen. Warum rührte sich das Schwesterlein denn gar nicht, und warum war es so blaß? Nicht einmal zu atmen schien es. Die Stille wurde Hansi plötzlich unheimlich. Er breitete rasch das Tuch über die kleine Gestalt und ging hinaus. Draußen atmete er auf, und dann kam die Freude wieder, die Freude, daß er einzig um das große Geheimnis wisse. Wer hatte das Kind hereingebracht? Ein Engel? Ja gewiß, wer denn sonst? Nun war ja alles gut! Mutti würde froh werden, wenn sie wüßte, was da im Gastzimmer auf sie wartete. Er konnte unmöglich dies Wunderbare für sich behalten. Noch etwas unschlüssig stand er im Gang, da kam die Krankenschwester aus dem Schlafzimmer.

„Gerade dich suche ich. Du sollst zu Bett, Hansi, aber erst noch Mutter gute Nacht sagen.“

Hansi schlüpfte an ihr vorbei und trat ganz nahe an Mutters Bett; es durfte niemand hören, was er ihr zu sagen hatte.

„Mutti“, hob er an, „ich weiß ein Geheimnis. Du mußt nun gar nicht mehr traurig sein. Eigentlich ist es ein Weihnachtsgeheimnis, aber weil du krank bist, sollst du es jetzt schon erfahren. Denk dir: das Schwesterlein ist da! Es schläft fest und will die Augen noch nicht auf-tun, aber es wird dann schon erwachen. Gelt, nun wirst du bald gesund und freust dich wieder!“

Ach, nun wurden Muttis Augen ganz dunkel, und gequält blickte sie von Hansi weg. Hatte sie nicht begriffen? Er flüsterte ihr nochmals all das

Schöne zu und legte auch sein Bäcklein auf die Decke. Da trat der Vater ins Zimmer. Hansi flüchtete sich zu ihm und begann zu weinen. Er hatte es doch so gut gemeint! Vater zuckte zusammen, als er vernahm, was Hansi entdeckt, dann zog er ihn zu sich und sagte mit matter Stimme: „Ja, das ist die kleine Schwester, aber

sie bleibt nicht bei uns, und darum ist Mutti so traurig. Der liebe Gott meint, wir sollen nun zufrieden sein, da er uns dich geschenkt.“

Hansi starrte mit großen Augen von einem zum andern. Es war so schwer zu verstehen, so schwer, und sein kleines Herz bäumte sich auf gegen das Leid, das über sie alle gekommen.

Das heilige Hanneli.

Ein Weihnachtsmärchen von Bernard Shaw.

Es war einmal vor vielen Jahren in dem kleinen Dorfe Domremy ein Bauer, der manchen Sohn hatte, aber nur eine einzige Tochter. Man nennt sie gewöhnlich Johanna. Ihr Vater aber nannte sie Hanneli. Manchmal half Hanneli ihrem Vater die Schafe auf die Weide treiben. Manchmal aber saß sie auf einem Hügel bei der Kirche und träumte, während sie auf die Glocken lauschte. Manchmal aber spielte sie mit ihren Brüdern Soldatenspiele. Hanneli war ein trotziges kleines Mädchen und wollte immer der Hauptmann sein. Bald aber hatte sie nicht mehr genug am Spiel und wollte ein wirklicher Soldat werden. Von so etwas wollte aber ihr Vater nichts wissen, und da er ernstlich besorgte, sein Töchterchen möchte davonlaufen und ein Soldat werden, so schalt er sie gehörig und sagte ihr, er würde sie ertränken, wenn sie jemals so etwas unternehmen sollte. Hanneli glaubte, es sei ihrem Vater ernst, und sie war sehr unglücklich darob, weil ihr Land gerade damals von grausamen Männern überlaufen war, die von einem Lande jenseits des Meeres gekommen waren. Wie gerne hätte sie geholfen, diese Männer zu vertreiben, zurück über das Meer in ihr eigenes Land. An nichts anderes dachte Hanneli Tag und Nacht.

Eines Tages aber geschah etwas ganz Seltsames. Hanneli saß still wie ein Mäuslein an ihrem Plätzlein neben der Kirche und hörte auf die Glocken, als sie ein leises Flüstern vernahm. Es war ein dünnes, silbernes Stimmchen, wie ein Echo der Glocken. Sie hörte aufmerksam zu, und als die Uhr eine Viertelstunde schlug, schien die Glocke zu sagen: „Lieb-Gottes-Kind“. Hanneli schaute ringsum, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen hatte, und da sah sie auf einmal eine schöne Frau, die freundlich lächelte und ihr ein Zeichen gab. Hanneli näherte sich ihr schüchtern, und dann flüsterte ihr die freundliche, aber geheimnisvolle Unbekannte ins Ohr und verschwand dann so schnell, wie sie gekommen

war, mit unhörbaren Schritten. Höchst erstaunt über das, was sie gehört und gesehen hatte, kehrte Hanneli heim, den Kopf voll von den seltsamen Dingen. Vielleicht war es ein Traum, für Hanneli aber war es volle Wirklichkeit. Sie hatte keine Angst mehr vor ihrem Vater, sondern voll Mutes machte sie rasch einige Vorbereitungen, und dann ging sie eilig zum Schlosse des Ritters. In jenen bösen Tagen lebten noch Heilige, und es war die Heilige Katharina, die ihr im Gesicht erschienen war. Gehorsam den Befehlen dieser großen Heiligen, erzwang sich Hanneli den Weg zum Ritter selber.

Der Ritter war sehr übler Laune und besorgt, weil er erfahren hatte, daß die Feinde Orleans belagerten, eine große Stadt, und daß der König, den sein Volk immer noch den Delphin nannte, weil er noch nicht gekrönt worden war, weit weg in der Stadt Chinon weilte. Hanneli sagte dem Ritter guten Tag und bat ihn, er möge ihr ein Roß und Waffen und einige Soldaten geben. „Mein Herr und Meister, der im Himmel wohnt, befiehlt dir, dies alles zu tun, und mich zum Delphin zu schicken, damit ich ihm gegen seine Feinde helfe.“

Natürlich war der Ritter sehr erzürnt, weil das junge Mädchen wagte, in dieser Weise mit ihm zu reden. Mit lauter Stimme erwiderte er, er sei der Ritter von Baudricourt, und er nehme Befehle von niemand entgegen, ausgenommen von Seiner Majestät dem König. Johanna aber, wie sie von nun an sich selber nannte, erwiderte sofort, es sei alles in Ordnung, weil ihr Herr und Meister der Himmelskönig selber sei. „Mein König“, fügte sie hinzu, „ist viel größer als sogar dein König.“ Und sie erzählte dem Ritter, wie die Heilige ihr erschienen sei und wie sie nur das tue, was ihr Katharina befohlen habe. Der Ritter dachte zuerst, Johanna sei irrsinnig, bald aber erkannte er, daß es vielleicht doch gut wäre, sie nach ihrem Belieben willfahren zu lassen. Vielleicht war das wahr, was sie berichtete. Unsiht-